

Placidus a Spescha als Literat

Autor(en): **Camartin, Iso**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Beiheft zum Bündner Monatsblatt**

Band (Jahr): **4 (1995)**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-821119>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Was ich aufgrund der bisher publizierten Schriften von Placidus a Spescha aus der Sicht des Literaten zu seiner Figur, seinen besonderen «Leistungen», seinem eigenen Verständnis von Literatur und Literaturgeschichte zu sagen hatte, habe ich in einem Aufsatz niedergeschrieben, der im Jahr 1986 unter dem Titel «Ungesicherte Tradition – Die Erfindung eines literarischen Kanons in der bündnerromanischen Literatur» in der Zeitschrift STUDI LADINI erschienen ist. Seither sind keine neuen Quellen zu Placidus a Spescha editorisch erschlossen worden. Ich kann deshalb nichts eigentlich Neues bieten. Da der Aufsatz in Italien erschien und vermutlich nur wenigen Spezialisten unter die Augen kam, greife ich hier auf den Hauptteil dieses Textes zurück. Ich verschone Sie allerdings mit den generellen Überlegungen zum Problem des literarischen Kanons. Ebenso brauche ich auf Bündnerboden nicht den historischen Hintergrund der Franzosenzeit und das Schicksal der damaligen – so würden wir es vielleicht heute sagen – schreibenden Intellektuellen zu beleuchten. Es ging vor allem um die Beziehungen zwischen Mattli Conrad und Placidus a Spescha mit Wilhelm von Humboldt und Johann Gottfried Ebel. Ebel hat in der Auflage von 1809 seines Werkes «Anleitung, auf die nützlichste und genussvollste Art die Schweiz zu bereisen» die Ideen von Placidus a Spescha über die Herkunft des Rätoromanischen einer grösseren Leserschaft bekannt gemacht. Für unseren Zusammenhang sind zwei Gedanken Speschas entscheidend: Einmal die Idee einer «rätischen Nation» als der Grundlage

einer zu entwickelnden «nationalen Literatur»; dann der Versuch einer Rekonstruktion der einheimischen Schreib- und Publikationstradition, die von ihm als eine Art Kanon der neu entstehenden rätoromanischen «Nationalliteratur» gesehen wurde.

Placidus a Spescha und die «rätische Nation»

Wir sind über die Ideen des Placidus a Spescha heute zuverlässig unterrichtet, obwohl nur ein kleiner Teil seiner Schriften ediert und verfügbar ist. Nachdem Ebel, was «des Herrn Placidus Güte mir in Handschrift mitgeteilt hat», unter dem Titel «Beitrag zur Geschichte der rhäto-hetruskischen Sprache» 1809 veröffentlicht hatte, dauerte es lange, bis umfangreichere Teile aus seinem Nachlass bekannt wurden. So nahm Caspar Decurtins (1911) Auszüge aus Speschas Manuskripten über Sprache und Literatur in seiner «Rätoromanischen Chrestomathie» auf. Wenig später erschien der Erinnerungsband «Pater Placidus a Spescha – sein Leben und seine Schriften» (1913), in welchem der Historiker Pieth, der Ethnograph Hager und der Schriftsteller Carnot den Nachlass dieses von universaler Neugierde geprägten Menschen zitierend und interpretierend vorstellten. Vor allem zwei Benediktiner des Klosters Disentis, der Historiker Iso Müller (1974) und der Naturwissenschaftler Flurin Maissen (1970) haben sich um Person und Werk ihres unkonventionellen Mitbruders verdient gemacht. Schliesslich ist Alexi Decurtins (1964/1985) zu nennen, der Speschas Bemühungen und Missgeschicke in der Schaffung einer einheitlichen rätoromanischen Schriftsprache untersucht hat. Da repräsentative, gar kritische Ausgaben der Schriften von Spescha fehlen, ist es auch nicht verwunderlich, dass die Würdigung Speschas in Bezzolas Literaturgeschichte der Rätoromanen (1979, S. 291) äusserst knapp ausfällt; dies, obwohl Spescha der erste ist, der überhaupt den Versuch unternahm, eine rätoromanische Literaturgeschichte zu schreiben. (Dazu insbes. Müller 1974, S. 92ff.)

Soweit die etwas unerquickliche Quellenlage. Schlagen wir die Brücke zurück zur geschichtlichen Situation. Selbst für einen Mönch, der lieber auf die Berge stieg, um geographische Karten anzulegen, als regelmässig im Chor zum Gebet zu erscheinen, muss der 6. Mai 1799 ein traumatisches Datum geworden sein: An diesem Tag äscherten die Franzosen Kloster und Dorf Disentis bis auf die Mauern ein. Die Kulturgeschichte zählt freilich weniger die Toten, die dieser Racheakt der Franzosen gegenüber den österreich-freundlichen Oberländern kostete, als die einmaligen Dokumente, Manuskripte und Schriften, die vor allem durch den Klosterbrand zerstört wurden. Auch Speschas Werk wurde durch diese Barbarei schwer betroffen: Was sich an frühen Aufzeichnungen im Kloster befand, wurde ein Raub der Flammen, wie alles andere, was mönchische Sorgfalt und Pietät vor der Tradition verwahrte. Im Manuskript zur «alten und neuen bündnerischen Literatur» zählt Spescha auf, was ihm hier verlorenging: «Da ich nicht mit klösterlichen Ämtern belastet war und da die Bibliothek und das Archiv des Klosters zugänglich waren, habe ich die Arithmetik, die Musik, die Grammatik, die geographischen Karten und Zeichnungen und verschiedene andere literarische Werke in bündnerische Sprache übertragen. Diese sind mit anderen Werken, vor allem: Der Bestimmung der höchsten Berge der Alpen, der geographischen, politischen und geschichtlichen Darstellung der Gerichtsgemeinde Cadi durch den Klosterbrand von 1799 vernichtet worden.» (Spescha 675) Was wir aus Speschas Hand über Fragen der rätoromanischen Sprache und Literatur besitzen, stammt also aus seiner späteren Lebenszeit und ist mit 1805 und 1819 datiert. Die früheren Aufzeichnungen – er erwähnt in einer biographischen Passage des Textes eine Schrift über Gartenwirtschaft und Blumenaufzucht, ein dreiteiliges Werk über ethische Fragen zum Wohle seiner Verwandten sowie Reisebeschreibungen von alpinen Unternehmungen – sind verloren.

Nicht minder traumatisch muss eine noch frühere Erfahrung gewesen sein. Spescha berichtet, er sei an seinen Studienorten Chur und

Einsiedeln, aber auch im Tirol wegen seiner rätoromanischen Muttersprache gehänselt worden. Der erwähnte Historiker Müller hat eine Fülle von Äusserungen des 18. Jahrhunderts gesammelt, die die Verachtung für die Sprache der ländlichen Bevölkerung Graubündens erkennen lassen. (Müller 1974, 60ff.) Begreiflicherweise begehrte in Spescha, der Sinn genug für die Vielfalt naturgegebener und kulturell bedingter Erscheinungsformen hatte, etwas dagegen auf. So hat er seit seiner Jugendzeit sich bemüht, die Sprache durch vielfältige Verwendung in allen Bereichen des Lebens aufzuwerten. Zu einem tiefen Erlebnis wurde für ihn die Entdeckung, dass der rätoromanische Sprachbereich weit über die Grenzen Graubündens hinaus sich erstreckte. Stolz berichtet er, er habe mit den jungen Menschen von Taufers romanisch gesprochen, leider sei jedoch «dieses Licht» in den westlichen Teilen des Tirols jetzt erloschen, sodass nur noch alte Menschen die ursprüngliche Sprache beherrschten. (Spescha 727) In der Rückblende erweist sich selbst die politische Deportation nach Innsbruck für Spescha als Glücksfall: «Da hatte ich das Glück, nach Innsbruck transportiert zu werden. Dort wurde nach und nach der Kontakt zu gelehrten Männern gestattet, der Zugang zu Bibliotheken, Archiven, zu Bergen und Tälern, und ich hatte den Eifer, das zu erneuern, was durch das unglückselige Feuer vernichtet worden war. Meine vornehmliche Aufmerksamkeit galt der Untersuchung der Spuren der rätoromanischen Sprache und der Lage der Berge, Täler, Gletscher und Mineralien und ich wurde fündig.» (Spescha 676f.)

Der Erneuerung der «rätischen Sprache» gilt nach der Rückkehr nach Graubünden Speschas grösster Einsatz. Er betreibt seine Mission gleichzeitig auf zwei Ebenen: auf der philologischen und auf der pädagogischen. Freilich ist seine Philologie von allen Gewagtheiten und Mängeln der vorwissenschaftlichen Methode geprägt. «In schlaflosen Nachtstunden untersuchte er den Klang der Selbstlauter, prüfte Hauchstärke und Kehlkopffunktionen und kam zur Einsicht, dass das Rätoromanische nicht genug Vokalzeichen habe. Und weil er

eben P. Spescha war, erfand er solche Zeichen.» (Carnot 497) Die Idee der Schaffung einer Einheitssprache, so fortschrittlich und richtig sie in sprachpolitischer Perspektive für das Rätoromanische auch gewesen wäre, scheiterte vor allem an der von Spescha selbst geforderten Genauigkeit der Schriftzeichen, die voll von Willkür und Idiosynkrasien war. Geradezu poesieverdächtig sind auch seine Etymologien. Somit überragt die pädagogische Bedeutung seiner Schriften bei weitem die wissenschaftliche. Denn hier betritt einer, angesteckt vom nationalen Gedankengut des französischen Nachbarn, innerhalb Graubündens wirkliches Neuland.

Wäre Spescha Politiker und nicht Mönch gewesen, wären seine Ideen vor den beschlussfassenden politischen Gremien und nicht in der Dorfschule vorgetragen worden, wären seine Schriften gedruckt worden und nicht in einem Klosterarchiv der Vergessenheit anheimgefallen: es wäre unmissverständlich genug das verkündet worden, was zur Bildung eines kulturellen Selbstbewusstseins unerlässlich ist. Einige kurze Stellen können dies belegen: «Ich sage dir, junger Bündner, dass es keine andere Grundlage für Studien und Wissenschaften gibt, als die vollendete Kenntnis deiner Muttersprache. Denn es ist beschlossene Sache, dass unser ganzes Wissen sich auf die Sprache gründet, auf die Aufnahmefähigkeit unserer Ohren und Augen.» (Spescha 688) Im Manuskript von 1819 heisst es ähnlich: «Wisse, dass kein Ding für dich notwendiger, geziemender und vorteilhafter ist, als die vollendete Kenntnis einer Sprache, und allen voran der Sprache deiner Mutter und Nation.» (Spescha 729) Spescha erkannte als einer der ersten, dass die Erhaltung einer kleinen Sprache nur über den festen Willen der Betroffenen möglich ist. So richtet sich sein Aufruf auch nicht an die Einsicht der Behörden, sondern an die Selbstachtung der Sprecher: «Man hat deshalb – und tut es bis auf den heutigen Tag – ein grosses Unrecht getan, wenn man eine Nation anhielt, gar zwang, eine andere Sprache und Literatur anzunehmen als jene, die sie von ihren Vorfahren erbte und die Gott ihr zuteilt hat. Die dadurch entstandenen Verwirrungen sollten Lehre

genug sein, solche Versuchungen und Zwänge künftig zu vermeiden. Man ist von Natur und Geistesstärke so beschaffen, dass man die Wahrheit sagen darf; auch keine Angst soll man haben, in Auseinandersetzungen verwickelt zu werden, um die Wahrheit verteidigen zu können und zu wollen. So sagen wir gerade heraus, und dies mit bündnerischer Stimme und Entschlossenheit, dass wir in rätoromanischer Sprache ebensogut reden, begründen, Prosa und Poesia schreiben, innerhalb unserer Grenzen leben und schreiben können, wie die Bewohner prachtvoller Höfe und Schlösser, die sich über die Wolken erheben, um andere dafür zu erniedrigen. (...) Genug, dass man sich von einem Dialekt entfernt hat, der zu den wichtigsten Sprachen Westeuropas passte, und sich einem andern zugewandt hat, der nach allgemeinem Dafürhalten der Zunge so schwer fällt. (...) Die Regel soll sein: Niemanden zu beleidigen, doch auch keine bösen Beleidigungen hinzunehmen. Jeder hat ein Recht zu seiner Sprache, und will einer diese ihm nehmen, so ist er ein Dieb.» (Spescha 729ff.) Die Vorliebe von Spescha für Sprachen lateinischer Herkunft ist offensichtlich. Er tut sein Bestes, um die Eignung seiner Muttersprache für alle Gebiete des Wissens nachzuweisen, mag diese noch so sehr im Schatten der deutschen Sprache stehen. «Durchschreite deine romanische Heimat, sei neugierig, merke dir die Worte, die Zeichen, die Unterschiede, und du wirst bald voller Zufriedenheit sein.» (Spescha 688)

Man muss sich bei Speschas Versuch, die ideologische Grundlage zu einem räto-romanischen «Nationalbewusstsein» zu legen, allerdings vor Augen halten, dass er just im Augenblick unternommen wird, da die politische und ökonomische Autonomie des rätischen Gebietes durch die Auflösung des Freistaates definitiv verloren gegangen ist. Politisch ist der ehemalige Freistaat nun als Kanton in eine höhere staatliche Einheit eingebunden. Damit aber schwächt sich der hochfliegende Entwurf einer rätischen Nation zu einer kulturpolitischen Idee ab, die auch darum völlig wirkungslos bleibt, weil die Schriften Speschas nicht gedruckt und bald schon vergessen werden.

Die Rekonstruktion einer literarischen Tradition

Der Glaube an eine eigenständige Geschichte und Herkunft scheint unerlässlich zu sein, will man die Idee einer auf einer bestimmten Sprache und Kultur beruhenden Nation lancieren. Spescha spricht von dem «antiquissim lingua da l'aulta Rhaetia» – von der uralten Sprache Hohenrätens, – eine Formulierung, die freilich ganz und gar Behauptungscharakter hat. Es ist der Ort, wo Spescha die Frage nach der Herkunft der Räter aufgreift, eine seit Spescha nie mehr verstummte Frage und eine besonders reiche Quelle für Spekulationen. Welche Bevölkerung fanden die römischen Legionäre vor, als sie ab 15 v. Chr. nach und nach Teile der Alpengebiete eroberten und bis zum Ende des 1. Jahrhunderts jene «provincia Raetia» errichteten, deren Name ursprünglich ein viel grösseres Gebiet abdeckte, als was wir heute unter Rätien verstehen? Die antiken Quellen sind bezüglich der als Räter bezeichneten Stämme mehrdeutig (Frei-Stolba 1984). Als historische Ansicht der Antike, gestützt auf Aussagen von Plinius und von Strabo, setzte sich die Behauptung durch, es handle sich bei den Rättern um in die Alpengebiete verdrängte Etrusker. Bei der Eroberung der nördlicheren Teile Italiens durch die Bewohner Latiums sollen die früheren Einwohner Zuflucht in den unwirtlichen Alpentälern gesucht haben und dort auch überlebt haben. Daher die auch bei Spescha auftretende Bezeichnung der «rhaeto-hetruskischen Sprache». Die Indogermanistik hat aber noch eine ganze Reihe anderer Hypothesen entwickelt, wonach die vorrömische Sprache in den Alpengebieten das Gallische, Venetische, Illyrische oder Lepontische hätte sein können. (Risch 1984) Umstritten und inzwischen wieder heiss diskutiert ist die Frage, ob es sich bei der Sprache der Ureinwohner Rätens um eine Sprache indogermanischen oder westsemitischen Ursprungs handelt. (Lichtenthal 1983)

Solche Forschungsnöte der heutigen Gelehrten kannte Spescha natürlich nicht. Für ihn steht die etruskische Herkunft fest. Als ob damit des Fraglichen nicht genug wäre, entwickelt er in seinem «Cudisch

da litteratura romontscha» (1819) die Entstehungsgeschichte des Rätoromanischen aus dem Buch der Bücher. Danach soll Lud, der vierte Sohn Sems, der Stammvater des lydischen Volkes gewesen sein. Von Hungersnöten geplagt seien die Lydier aus dem Mittleren Osten nach und nach bis nach Hetrurien gelangt und hätten dort die Pelasgier vertrieben. Auch das Gebiet der Poebene soll nun von den Etruskern besiedelt worden sein. Eine Untergruppe von ihnen, die Tuscier (Toskaner), die am Fluss Ticino lebten, seien von den westwärts einfallenden Galliern unter Bellovesus vertrieben worden. Unter ihrem Führer Rätus seien sie nach Norden in die Alpentäler ausgewichen, und dort sei das Volk der Räter entstanden.

Damit ist die geschichtliche Herkunft des rätischen Volkes für Spescha rekonstruiert. Entscheidend für ihn ist aber vor allem die Frage nach der Sprache. Hier scheint Spescha anzunehmen, dass im Lauf der Jahrhunderte das Lateinische sich als die Kultursprache des rätischen Gebietes durchgesetzt hat. Mit der Zeit – nach Speschas Angaben vom 8. Jahrhundert an – haben die Gelehrten begonnen, lateinische Texte in die Sprache des Volkes zu übertragen. Das scheint für ihn die Geburtsstunde des zu seiner Zeit gesprochenen Rätoromanischen zu sein wie der ihm davon bekannten Versionen. So schreibt er: «Die Stärkung und Schwächung der Sprachen, wie auch ihrer Literatur, ist abhängig von der Kultur, der Gunst und Missgunst der Zeit. Die rätoromanische Sprache verfügt über keine andere Kultur als jene, die ihr gebildete Männer gaben. Sie war ohne Vater, ohne Mutter, von Tälern und Bergen eingeschlossen. Die Deutschsprachigen nannten sie «Vaelsh», dies heisst: die Sprache der «vals» (sic!), und dies war sie auch. Sankt Sigisbert (sc. Gründer des Klosters Disentis) soll das Paternoster, das Ave Maria, die wichtigsten Glaubenssätze wie auch seine Ermahnungen zur Bekehrung der bündnerischen Heidenscharen vom Lateinischen ins Rätoromanische übertragen und mit dem Volk in dieser Sprache gesprochen haben, doch war dies noch eine schwache Literatur. Tello, Bischof von Chur, hat sein Testament latinisiert, hat aber doch Spuren der

Volkssprache im Hintergrund belassen, doch war dies noch keine Literatur. Von da an hat man begonnen in dieser Sprache zu schreiben, Lieder, Reden, Gebete, doch nennenswerte Literatur war auch dies nicht. Man begann, Bücher zu drucken, und mit den Druckwerken ist auch die bündnerische Literatur entstanden.» (Spescha 672)

Hier stimmt für einmal die Ansicht Speschas mit heutigen Erkenntnissen überein: dass die Geburt einer rätoromanischen Literatur im eigentlichen Sinn mit der Erfindung des Buchdrucks und mit den Bedürfnissen und Erfordernissen der Reformationszeit zusammenhängt. Natürlich hat es bereits von der ersten gedruckten rätoromanischen Schrift Manuskripte verschiedener Art gegeben. Solche wurden in der Bibliothek des Klosters Disentis mit Sicherheit aufbewahrt, bevor diese 1799 vernichtet wurden. «Vom Jahr 1300 an finden wir Schriften, die eindeutig in rätoromanischer Sprache verfasst sind. Sie enthielten weltliche und geistliche Gedichte, Heiligenviten, Regeln, wie man vor Gericht vorzugehen habe, Predigten, solche für Hochzeiten, Verlobungen und für andere Festlichkeiten der Jugend, wie auch Komödien und Tragödien. In diesem und im folgenden Jahrhundert sind die Schwurformeln, die die Beamten vor ihrer Obrigkeit oder vor dem Volk ablegten, in rätoromanischer Sprache aufgezeichnet worden. Diese Sprache blieb die gleiche wie ehemals, und sie ist so geblieben bis auf den heutigen Tag.» (Spescha 672) Die Schwierigkeit für Spescha besteht allerdings darin, dass er behaupten muss und nicht beweisen kann, da die Schriften verbrannt sind. Er beruft sich in der Aufzählung der ihm bekannten romanischen Schriften mehrmals auf die «*Documenta Monasterii Desertinensis*» und fügt dann hinzu, als ob die Zweifel unabwendbar wären: «Dies habe ich gesehen, und dessen bin ich Zeuge.» (Spescha 671)

Hier ist es wichtig festzuhalten, dass Spescha der erste ist, der Werkkataloge und Autorenlisten zusammenstellt, um Alter, Umfang und Qualitäten der von ihm proklamierten rätischen Sprache und Lite-

ratur nachzuweisen. Hier wird zum ersten Mal innerhalb der rätoromanischen Sprachgeschichte nicht geschrieben für die Bedürfnisse des Augenblicks oder für das künftige Seelenheil, sondern um die eigene Tradition zu sichern. Insofern ist dies auch als der erste Versuch einer profan-ideologisch motivierten Kanonisierung bestehenden Schrifttums innerhalb der rätoromanischen Tradition anzusehen. Auch wenn wir heute vieles anders bewerten, als Spescha es tut, vermag seine weite Auslegung dessen, was zum literarischen Schrifttum zu zählen ist und somit zur «Grösse» der gewünschten Sprachnation beiträgt, uns doch zu verwundern. Spescha ist ein von den Ideen der französischen Aufklärung geprägter Mensch, der vor allem als Naturwissenschaftler gelernt hat, sich von ideologischen Scheuklappen zu befreien. Zum Korpus der rätischen Sprache gehören deshalb selbstverständlich auch Grammatiken und Wörterbücher. Im Klosterarchiv will Spescha auf eine Reihe von Wörterverzeichnissen aus dem 17. Jahrhundert gestossen sein, auf Schriften, «die die Benediktiner von Disentis während ihrer Studienzeit in Paris kopiert und mitgebracht haben». Selbstverständlich fehlen auch nicht die «katholischen Klassiker» in rätoromanischer Fassung, etwa ein römisches Martyrologium und die Nachahmung Christi, kurz: «ganze Mengen von Manuskripten verschiedensten Inhalts». (Spescha 673) Es wäre interessant, einmal systematisch zu untersuchen, welche der von Spescha erwähnten Texte den Klosterbrand als Dubletten überlebten. Voraussetzung dafür wäre freilich, dass der ganze Nachlass von Spescha für die Forschung zugänglich gemacht würde.

Wie sehr Spescha dennoch in ästhetischen Vorstellungen des französischen Klassizismus befangen blieb, lassen seine Äusserungen über Poetik ermesen. Er erwartet übermässig viel – seinem Programm einer eigenständigen Literatur gemäss – von den Wirkungen der schönen Literatur: «Die Literatur ist die grundlegende Wissenschaft aller Dinge, und notwendigerweise überragt eine Nation die anderen in den Wissenschaften, Studien, in Handwerkskunst und

Erfindungsgabe, wenn sie diese aufgrund ihrer Literatur überragt. Schäme dich nicht, bündnerische Nation, dass deine Literatur erst jetzt aufgewacht ist; strebe danach, sie zur Vollkommenheit zu bringen, denn auch andere Literaturen, wie die griechische und lateinische, sind erst im Laufe mehrerer Jahrhunderte an ihr Ziel gelangt.» (Spescha 671) Die Art und Weise, wie er Ranglisten über die Qualitäten von Autoren anlegt, lässt jedoch vermuten, dass auch Spescha nur bei Boileau, «diesem beschränkten Banausen» (Curtius 270), in die Poesieschule gegangen ist. Er verfasst Verzeichnisse von Poeten und Gelegenheitspoeten, nach Sprachregionen geordnet. Als Kriterium ihrer Kunst kennt er allein die Gesetze der Versifikation. Seine besondere Liebe gilt dem «alpinen Ohr» (Spescha 713), welches er für sehr fein hält und durch falsche Silbenzahl, holperigen Rhythmus und unsaubere Reime «leicht zu beleidigen». (ebd.) «Zwischen den zwei hochgelehrten Dichtern, Herrn Theodor von Castelberg und Herrn Georg Anton Vieli aus Cumbel, weiss ich nicht, welchen ich aufgrund seiner poetischen Begabung, seines tiefen Wissens und seiner hohen Gedanken vorzuziehen habe. Doch wegen der Genauigkeit und der Entsprechung im Reim, muss ich den letzten doch dem ersten vorziehen.» (Spescha 715) Was beide hier genannten Autoren geschrieben haben, ist heute allein aus historischer Sicht interessant, denn beide waren Berufspolitiker und verwickelt in die Verhandlungen über die Auflösung des Freistaates. Ihre «hohen Gedanken und ihr tiefes Wissen» vermögen sowenig wie ihre genauen Verse, uns heute zu beflügeln.

Diese poetologische Enge und Dürftigkeit zeigt wie kaum etwas anderes die geistige Orientierung von Spescha an den Massstäben des klassizistischen Frankreichs. So unkonventionell, ja zukunftsweisend er in Fragen der Naturwissenschaft und Ökonomie war und bezüglich deren Anwendung in Bergregionen, so einzigartig er in seinen Bemühungen war, die Bedeutung der angestammten Sprache für das geistige Leben einer Region nachzuweisen, so war er in ästhetischen Belangen doch ganz und gar epigonal. Vor allem hat er

offenbar bis zu seinem Lebensende nichts davon erfahren, welche kühnen Gedanken über die Einschätzung der Volkspoesie der geniale junge Herder mehr als 30 Jahre früher schon veröffentlicht hat. «Je wilder, d.i. je lebendiger, je freiwürkender ein Volk ist (denn mehr heisst dies Wort noch nicht!), desto wilder, d.i. desto lebendiger müssen auch, wenn es Lieder hat, seine Lieder sein! Je entfernter von künstlicher, wissenschaftlicher Denkart, Sprache und Letternart das Volk ist, desto weniger müssen auch seine Lieder fürs Papier gemacht und tote Letternverse sein: vom Lyrischen, vom Lebendigen und gleichsam Tanzmässigen des Gesanges, von lebendiger Gegenwart der Bilder, vom Zusammenhange und gleichsam Notdrange des Inhalts, der Empfindungen, von Symmetrie der Worte, der Silben, bei manchen sogar der Buchstaben, vom Gange der Melodie und von hundert anderen Sachen, die zur lebendigen Welt, zum Spruch- und Nationalliede gehören und mit diesem verschwinden – davon, und davon allein hängt das Wesen, der Zweck, die ganze wundertätige Kraft ab, die diese Lieder haben, die Entzückung, die Triebfeder, der ewige Erb- und Lustgesang des Volks zu sein.» (Herder 40) Hier hätte der Schlüssel gelegen, um in rätoromanischen Texten anderes zu entdecken als den Fleiss und die Bemühungen einiger schreibender Gelehrter. Es sollten noch fast hundert Jahre ins Land gehen, bis diese Sicht der Volkspoesie einen neuen Zugang und eine neue Bewertung der rätoromanischen Literaturtradition ermöglichten. Dem Pater Placidus a Spescha bleibt aber unabstreitbar das etwas zweifelhafte Verdienst, im Lichte einer grossen Idee einfallreich rekonstruiert zu haben, was die historischen Quellen nur sehr fragmentarisch hergaben. Die Kirche hat diesen ihren unberechenbaren Diener nicht kanonisieren können. Vielen heutigen Rätromanen gilt er aber nach wie vor als Verkörperung jenes Enthusiasmus für die eigene Sache, ohne welchen eine Kleinsprache und eine Randliteratur keine Überlebenschance haben.